

## **Taye Teffera: Kein Oromo verlässt freiwillig sein Land**

Aufgewachsen bin ich in einem kleinen Dorf in der Nähe von Gimbi (Waajeti Suphe), einer kleinen Stadt in Äthiopien. Meine Eltern waren Bauern - nicht reich, aber auch nicht arm. Ich erinnere mich gern an meine Kindheit zurück. Wir Kinder spielten auf der staubigen Dorfstraße, planschten in den vom Regen überfluteten Feldern. Gemeinsam besuchten wir die kleine Dorfschule.

Diese glückliche Zeit endete für mich, als ich 10 wurde. Mein Vater war gestorben, und so musste ich als ältester Sohn die Aufgaben als Familienoberhaupt übernehmen. Eines Tages kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen meiner Mutter und dem Großgrundbesitzer. Der Großgrundbesitzer, er war Amhare, schikanierte ständig unsere Familie wie auch die anderen Oromos in meinem Dorf. Die täglichen Demütigungen, Benachteiligungen, denen wir als Oromos ausgesetzt waren, brachten mich so in Rage, daß ich mit meinen kleinen Fäusten auf den amharischen Nachbarn einschlug. Er ließ mich von der Polizei festnehmen. Zum Glück erfuhr der Pfarrer der nahegelegenen Missionsschule von meiner Inhaftierung. Mit dem Versprechen, aus mir einen anständigen Jungen zu machen, holte er mich von der Polizeistation ab und nahm mich in seinem Schulinternat auf. Dort machte ich mein Abitur. Zum Studium ging ich nach Addis Abeba. Als Student fing ich so langsam an, die politischen Zusammenhänge der Unterdrückung der Oromos durch die amharische Minderheit zu begreifen. Die Konflikte zwischen den amharischen Machthabern und den oromischen Bauern in meinem Dorf waren nicht persönliche Streitigkeiten, sondern hatten System. Ich schloss mich der studentischen Widerstandsorganisation an, wurde rasch zu einem ihrer Führer.

1968/69 schlug die äthiopische Regierung zurück. Es kam zu einem entsetzlichen Blutbad unter den Studenten. Hunderte wurden auf offener Straße erschossen, Tausende wurden inhaftiert, gefoltert, ermordet. Eine Massenflucht setzte ein. Auch ich musste meine Heimat verlassen. Kein Oromo verlässt freiwillig sein Land. Wir sind tief verwurzelt mit unserer Heimat, die uns allen Reichtum schenkt. Aber ich musste mein Leben und das meiner Familie retten.

Im Flüchtlingslager im Sudan herrschten entsetzliche Verhältnisse. Das kleine Land war völlig überbevölkert, nicht nur mit Flüchtlingen aus Äthiopien, sondern auch aus den anderen benachbarten Staaten. Und auch hier waren wir vor den äthiopischen Killerkommandos nicht sicher.

Wer konnte, floh weiter - viele gingen in die damalige Sowjetunion, ich flog mit einigen Kommilitonen nach Bulgarien. Doch auch hier konnten wir nicht bleiben. Man wollte mit äthiopischen Regimekritikern nichts zu tun haben. Ich wurde nach Ost-Berlin abgeschoben, wo mich die Stasi in Empfang nahm, fünf Dollar, meine einzige Habe, einkassierte und mich in einen Bus verfrachtete. Bei Nacht schmiss man mich auf dem Kudamm in West-Berlin raus.

Schwestern der Morgenländischen Frauenmission pflegten mich gesund, verhalfen mir zu einem neuen Start in Deutschland. Zusammen mit Dr. Hasselblatt setzte ich mich für die Oromo - Flüchtlinge in Berlin ein, machte ich die Öffentlichkeit auf die Oromo - Verfolgung in meiner Heimat aufmerksam.

Am 20. März 1982 verübte die äthiopische Regierung ein Attentat auf Dr. Hasselblatt und mich, dem wir zum Glück entkamen. Die Bombe ging bei den letzten Vorbereitungen im Hotel Domos in der Pariser Straße hoch und tötete auf der Stelle einen der Attentäter. Das Gossner Haus in der Handjerystrasse, wo wir beide arbeiteten, stellte man unter Polizeischutz, aber den Attentäter, der die Bombenexplosion überlebt hatte, schickte man unbehelligt nach Äthiopien zurück. Keine Protestnote seitens der Bundesrepublik, nicht einmal der Versuch, den Attentäter vor Gericht zu stellen. Nein, es gibt keine Gerechtigkeit weder in meiner Heimat noch hier.

Ich habe am eigenen Leib erfahren, was es heißt, Verfolgter, Gejagter, Fremder zu sein. Die erlittene Angst, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit stecken tief. Ohne die moralische, finanzielle und rechtliche Unterstützung engagierter Menschen in Berlin hätte ich meinen Weg nicht geschafft. Ich bin froh, dass ich durch die Mitarbeit im Flüchtlingsrat die Hilfe, die ich erfahren habe, an andere Flüchtlinge weitergeben kann.

(Aus: „Flüchtlingsrat Berlin – 20 Jahre – Rückblick-Einblick-Ausblick“)

